

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Akpan, Uwem

Sag, dass du eine von ihnen bist

Aus dem Englischen von Bernhard Robben

© Suhrkamp Verlag

978-3-518-42286-1

SV

Uwem Akpan
Sag, dass du eine von ihnen bist

Aus dem Englischen
von Bernhard Robben
Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
Say You're One of Them bei Little, Brown and Company,
New York/Boston/London

Das Zitat aus dem Koran, S. 193, folgt der unter der Leitung
von Hazrat Mirza Tahir Ahmad, Imam und Oberhaupt
der Ahmadiyya Muslim Jamaat, entstandenen Übersetzung,
München 1992.

Erste Auflage 2012

Copyright © by Uwem Akpan 2008

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42286-1

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

Sag, dass du eine von ihnen bist

*Für meine Eltern Linus und Margaret,
deren Liebe eine Welt
ihrer Geschichten ist.*

*Und für Onkel George,
der da war.*

Inhalt

Ein Weihnachtsessen	13
Mästen für Gabun	45
Wie redest du denn?	181
Luxusleichenwagen	193
Sag, dass du eine von ihnen bist	333
Nachwort	363
Danksagung	365
Anmerkung des Übersetzers	367

Siehe, unser Gott, den wir ehren, kann uns wohl erretten aus dem glühenden Ofen, dazu auch von deiner Hand erretten.

Und wo er's nicht tun will, so sollst du dennoch wissen, dass wir deine Götter nicht ehren noch das goldene Bild, das du hast setzen lassen, anbeten wollen.

Daniel 3,17-18

Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.

Micha 6,8

Ein Weihnachtsessen

Seit dem zwölften Geburtstag von Maisha, meiner ältesten Schwester, wusste keiner von uns mehr, wie wir mit ihr fertig werden sollten. Sie konnte unseren Eltern nicht verzeihen, dass wir zu arm waren, um sie zur Schule zu schicken. Sie benahm sich wie eine verwildernde Katze, kam immer seltener heim und blieb gerade lange genug, um die Kleider zu wechseln oder mir Geld zuzustecken, das ich meinen Eltern geben sollte. Waren die zu Hause, ging Maisha ihnen aus dem Weg, als erinnerte ihre Anwesenheit sie an zu viele Dinge im Leben, für die man Geld brauchte. Baba fauchte sie manchmal an, mit Mama dagegen redete sie kein Wort, obwohl die sich jede Mühe gab, sie zu provozieren. »*Malaya!* Hure! Noch nicht mal Brüste hast du!«, stichelte sie dann, aber Maisha ignorierte sie einfach.

Mit Naema, unserer zehnjährigen Schwester, redete Maisha häufiger als mit irgendwem sonst, meistens darüber, was man als Straßenmädchen tun oder besser lassen sollte. Sie ließ Naema ihre Highheels anprobieren, zeigte ihr, wie man sich aufbrezelte, wie man Zahnpasta und Bürste benutzte. Sie schärfte Naema ein, jedem Mann wegzulaufen, der sie schlug, egal, wie viel Geld er ihr bot, und sie drohte, Naema wie Mama zu behandeln, sollte sie später zu viele Kinder bekommen. Lieber verhungern als ohne Kondom mit einem Mann mitgehen.

Aber während sie arbeitete, nahm sie keine Notiz von Naema, vielleicht, weil Naema sie an zu Hause erinnerte oder weil Naema nicht sehen sollte, dass ihre große Schwester gar nicht so cool und schick war, wie sie gern tat. Mich ertrug sie drau-

ßen geduldiger als drinnen. Ich konnte sie auf der Straße immer anquatschen, ganz egal, was für Lumpen ich trug. Ein achtjähriger Junge war ihr nicht im Weg, wenn sie auf Kundschaft wartete. Und wir wussten, wie wir uns zu benehmen hatten, damit es so aussah, als würden wir uns nicht kennen – bloß ein Straßenjunge und eine Prostituierte, die einen Schwatz hielten.

Dabei konnte unsere *machokosh*-Familie von Glück reden. Anders als die meisten Straßenfamilien wohnten wir noch zusammen – zumindest bis zu jener Weihnacht.

Die Sonne war an Heiligabend bereits untergegangen. Unwetter hatten die Jahreszeiten verwirbelt und Nairobi überschwemmt; feiner Dezemberregen tröpfelte monoton auf unsere Dachplane. Ich hockte auf dem Betonboden unseres Verschlags, der sich am Ende der Gasse an die Rückseite eines alten Ziegelsteinbaus anlehnte, einem Laden. Hin und wieder fuhren Windböen in die braunen Plastikwände. Der Boden war mit Kissen gepolstert, die ich auf einer Müllkippe in der Biashara Street ergattert hatte. Abends rollten wir den Rand der Plane ein, um im Schein der Ladennotleuchte besser sehen zu können. Ein Brett, das uns als Tür diente, lag an der Ziegelmauer.

Heftiger Donner weckte Mama. Schwerfällig richtete sie sich auf und gab Maishas Koffer frei, den sie im Schlaf umklammert hatte. Er war marineblau, ein Koffer mit Rollen und Messingbeschlägen, der viel Platz wegnahm. In panischer Angst tastete sie von Wand zu Wand und ließ die Hände über Baba und meine zwei Jahre alten Zwillingsgeschwister wandern, meinen Bruder Otieno und meine Schwester Atieno; die drei schliefen wie Welpen ineinander verknäult. Mama suchte nach Baby. Auf dem weißen T-Shirt, das man ihr vor drei Monaten zu Babys Geburt geschenkt hatte, waren ein paar Milchflecken zu sehen. Dann fiel ihr offenbar wieder ein, dass der Junge ja bei Maisha und Naema war. Sie beruhigte sich, reckte sich,

gähnte und stieß sich an den Korksparren. Draußen fiel einer der Steine herunter, die unsere Dachplane beschwerten.

Jetzt langte Mama mit den Händen unter ihre *shuka* und zurrte die Riemen um ihre Hüfte fest; Schlaf und Alkohol hatten die Geldbörse verrutschen lassen. Dann durchwühlte sie unseren Familienkarton, fischte Kleider heraus, Schuhe und meine neue Schuluniform, eingewickelt in nutzlose Papiere, die Baba irgendwelchen Leuten aus den Taschen gezogen hatte. Mama wühlte weiter und häufte den Inhalt auf Baba und die Zwillinge. Endlich förderte sie die Dose *New Suntan* zutage, Schuhkleber, ein Weihnachtsgeschenk von den Kindern einer benachbarten *machokosh*.

Beim Anblick des Klebers lächelte Mama, blinzelte mir zu und schob die Zunge in ihre Zahnlücke. Gekonnt ließ sie den Deckel aufsnappen, und die Gerüche einer Schuhmacherwerkstatt füllten unseren Verschlag. Ich sah zu, wie sie das *ka-bire* in meine »Nuckelflasche« aus Plastik goss, sah, wie es gelb und warm im Dämmerlicht schimmerte. Obwohl sie von der Party gestern Abend noch betrunken zu sein schien, hielt sie die Hände so ruhig, dass beim Einschenken nicht mal die großen Glitzerarmreifen klirrten, die ihr auf einer Weihnachtsfeier der Kirche geschenkt worden waren. Als sie genug eingegossen hatte, richtete sie die Dose langsam wieder auf. Nach einem letzten Schwall floss stetig weniger Leim in die Flasche, bis der Strom zu einzelnen Tropfstrahlen versiegte, die schließlich wie Eiszapfen in der Luft erstarrten. Sie hielt die Hand über die Plastikflasche, damit der Geruch nicht verflog. Daran zu schnüffeln würde meinen Hunger dämpfen, falls Maisha ohne Festmahl zurückkam.

Mama wandte sich zu Baba um und stieß ihn mit dem Fuß an. »Wach auf, du hast schon wieder seit Tagen nicht gearbeitet!« Stöhnend drehte sich Baba auf die Seite. Seine Füße ragten unter der wasserdichten Plane nach draußen, die Zehen linsten aus nassen Turnschuhen hervor. Mama stupste ihn noch

einmal an, und er begann die Beine zu bewegen, als lief er im Schlaf.

Draußen knurrte unsere Hündin. Mama schnippte mit den Fingern, und Simba kam rein. Ihr dicker, trächtiger Bauch schwappte bei jedem Schritt wie schwere Wäsche im Wind. Mama hatte ein Auge dafür, ob Hunde trächtig waren, und Simba so lange mit Zärtlichkeiten und Leckerbissen angelockt, bis sie uns gehörte; Mama wollte die Welpen verkaufen, um Geld für meine Schulbücher aufzubringen. Jetzt leckte die Hündin Atieno übers Gesicht. Wie eine einheimische Hebamme tastete Mama mit gekrümmten Fingern ihren Bauch ab. »Ach, Simba, dir ist die Geburt auf den Fersen«, flüsterte sie ihr ins Ohr, »wie meinem Jungen die Schule.« Sie scheuchte das Tier nach draußen. Simba legte sich auf Babas Füße, spendete ihm ihre Wärme. Manchmal bellte sie, damit sich keine fremden Hunde an unserer fahrbaren Küche zu schaffen machten, die an der Rückwand des Ladens lehnte.

»Jigana«, fragte Mama mich plötzlich. »Wie ist es gestern eigentlich mit Baby gelaufen?«

»Ich hab ein bisschen was eingenommen«, beruhigte ich sie und gab ihr eine Handvoll Münzen und Scheine. Sie steckte das Geld unter ihre *shuka*; mit zweimaligem scharfem Furzen ratschte die Börse auf und zu.

Auch wenn die Leute an Weihnachten großzügiger zu Bettlern waren, blieb Baby unser wichtigster Köder. Abwechselnd hielten wir den Passanten das Kleine ins Gesicht.

»Aii! Weihnachten wie dieses Jahr hast du noch nicht erlebt, mein Kleiner.« Sie verzog das Gesicht zu einem breiten Grinsen. »Und nächstes Jahr zahlen wir die Schulgebühren. Kein *randa* mehr, kein Rumgegammel. Kein Hirngebrutzeln mehr mit Klebstoff, Junge. Du gehst wieder zur Schule! Hat euch der Regen erwischt, Baby und dich?«

»Fing erst hier an«, sagte ich.

»Und Baby? Wer hat ihn jetzt?«

»Naema.«

»Und was ist mit Maisha? Wann macht die ihre Runde mit Baby?«

»Maisha ist ziemlich sauer, Mama.«

»Das Mädchen macht mich fertig. Drei Monate schon, dass sie mich nicht mehr grüßt. Welche Käfer fressen der das Hirn weg?« Manchmal klangen Mamas Worte, als würde sie gähnen, so groß waren die Lücken zwischen ihren Zähnen. »Was ist? Nur weil sie jetzt mit ihrem Fahrgestell vor diesen Typen mit Geld rumwackelt, hält sie sich für was Besseres, wie? Was hat sie gesagt, warum will sie nicht mit Baby losziehen?«

»Sie findet, das ist Kindesmissbrauch.«

»Kindesmissbrauch? Arbeitet sie jetzt für 'ne NGO? Findet sie es besser, eine Hure zu sein, als mit Baby zu betteln?«

»Was weiß ich? Sie ist eben mit diesen Touristentypen losgezogen. Echte Weiße, *musungu*. Mit Affe.«

Mama spuckte durchs Türloch. »Puuh, die kenn ich. Die sind nutzlos, zahlen nicht mal den Weihnachtsbonus – und dann lassen sie die Kleine noch von ihrem *ma*-Affen bumsen. Red mit dem Mädchen, Jigana. Oder willst du die Schule nicht zu Ende machen? Die Uniform allein bringt dir ja nichts.«

Ich nickte. Ich wollte unbedingt wieder zur Schule; in zwei Tagen hatte ich die Uniform achtmal anprobiert. Das grün-weiß karierte Hemd und die olivgrünen Shorts waren schon ganz zerknittert. Ich langte in den Karton und strich über ein Uniformteil, das aus dem Durcheinander ragte.

»Warum tatschst du immer die schöne Uniform ab?«, fragte Mama. »Geduld, Junge. Ist ja bald so weit.« Sie wühlte sich bis zum Kartonboden vor und vergrub das Päckchen. »Du hast bei Maisha einen Stein im Brett«, flüsterte sie. »Bitte, Jigana, sag ihr, dass du mehr brauchst – Schuhe, Geld für die Eltern-Lehrer-Vereinigung, die Schulgebühr. Wir verzichten auf alle Weihnachtsausgaben, deine Ausbildung geht vor, erster Sohn. Sag ihr, sie soll aufhören, diese affigen Designerklamotten zu kau-

fen; die stinken nach toten Weißen. Sie soll das Geld lieber uns geben.«

Bei diesen Worten begann sie, wütend auf den Koffer einzudreschen. Er versperrte alles, unser einziges solides Möbelstück. Maisha hatte ihn vor einem Jahr mitgebracht und uns immer aus dem Verschlag gescheucht, bevor sie ihn aufmachte, weshalb wir seinen geheimnisvollen Inhalt nicht kannten, nur den Duft nach Parfüm, der von ihm ausging. Der Koffer war uns Ungewissheit und Trost, und jedes Mal, wenn Maisha mit neuen Sachen zurückkehrte, wuchs dieses Gefühl. blieb Maisha mal länger fort, wurde in unserer Sorge der Koffer zu einem Unterpfand ihrer Rückkehr.

»*Malaya!* Hure! Wenn die heute Abend nicht kommt, breche ich diese Kiste auf«, zischte Mama, spuckte auf das Kombinationsschloss und schüttelte den Koffer, bis wir den Inhalt klappern hörten. In Maishas Abwesenheit ließ sie ihre Wut immer am Koffer aus. Ich griff nach ihren Händen.

»Du Zuhälter!«, knurrte sie. »Du hilfst der Hure auch noch.«

»Sie kann nichts dafür. Die Touristen, diese *musungu*, sind schuld.«

»Sieh zu, dass du mit der Schule anfängst, bevor sie verschwindet.«

»Ich sag ihr, was du da machst.«

»Und ich begrab dich und dein Plappermaul in diesem Koffer.«

Wir kämpften. Sie kratzte mit ihren langen Fingernägeln; Blut lief mir über die Stirn. Trotzdem hörte sie nicht auf, den Koffer zu schütteln. Ich warf mich herum, stürzte mich auf sie und biss ihr in den rechten Oberschenkel. Weil meine Milchzähne vorn schon ausgefallen waren, floss kein Blut. Sie ließ los und fiel taumelnd zurück auf die Leiber unserer schlafenden Familie. Atieno stieß einen kurzen, gespenstischen Schrei aus, als durchlebte er einen Alptraum, schlief aber weiter. Ba-

ba stöhnte und sagte, es passe ihm nicht, wenn seine Familie sich an Weihnachten prügle. »Du beißt meine Frau? Wegen dieser Hure?« schnaufte er. »Der Rohrstock soll dich strafen. Ich werde den Direktor persönlich bitten, einen großen für dich auszusuchen.«

Auf Mamas Schenkel schwoll der Biss an. Sie rollte das Kleid hoch, massierte die Stelle, und stieß dabei stumme Flüche aus. Zur Strafe nahm sie das *kabire*, das sie für mich abgefüllt hatte, und behandelte damit die Beule. Sie drückte den Flaschenhals an die Haut und hoffte, die Dämpfe würden den Schmerz lindern.

Als sie sich fertig verarztet hatte, gab sie mir die Flasche zurück. Das *kabire* war noch fast unverbraucht, deshalb schnüffelte ich nicht gleich, sondern schloss die Lippen um den Flaschenhals und inhalierte so langsam, als wäre es ein übergroßer Joint mit indischem Bhang. Erst war mir, als hätte ich keinen Speichel mehr im Mund, dann begannen die Dämpfe meine Zunge zu betäuben. Die Hitze stieg mir in die Kehle und kitzelte meine Nase wie ein unterdrücktes Niesen. Ich beruhigte mich ein wenig und blies den Dampf aus. Dann saugte ich erneut und schluckte. Mir kamen die Tränen, der Kopf drehte sich; ich ließ die Flasche fallen.

Als ich aufsaß, hatte Mama sich auch etwas eingegossen und inhalierte. Sie und Baba schnüffelten nur selten *kabire*. »Ist bloß für Kinder«, hatte Babas kürzlich verstorbener Vater immer geschimpft, wenn er sie dabei ertappte, wie sie nach unserem Kleber schielten. Diese Weihnachten waren wir nicht besonders hungrig. Zusätzlich zu dem Geld, das die Bettelei mit Baby einbrachte, hatte Baba ein paar noch eingewickelte Geschenke klauen können. Er war auf Einladung einer NGO auf einem Fest für *machokosh*-Familien gewesen, dessen Veranstalter so geizig waren, dass sie Obstsaft wie Schnaps aus-schenkten. Also war er zum nächsten Fest gelaufen und hatte die nutzlosen Geschenke – Plastikbesteck, Bilderrahmen, Brief-

beschwerer, Insektengift – gegen drei Tassen Reis und Zebrage-
därm getauscht, gespendet von einem Touristenhotel. Das hat-
te es heute an Heiligabend zu essen gegeben.

»Frohe, frohe Weihnacht, *darling!*«, prostete Mama mir nach
einer Weile zu und rieb sich dabei den Schädel.

»Dir auch, Mama.«

»Also, wo sind nun diese Töchter? Wollen die nicht an Weih-
nachten mit uns beten?« Sie schnüffelte an der Flasche, bis ihre
Augen ganz schmal wurden und ihr Gesicht ganz verkniffen
aussah wie das einer verrückten Kuh. »Lecker, und so was wird
von der Regierung verboten. Bedank dich bei den Nachbarn,
Junge. Wo haben die nur diesen Hunger-Killer her?« Mit einem
lauten Schmatzen gaben ihre Lippen ab und zu die Flasche
frei. Je dunkler es draußen wurde, desto stärker quoll ihr Ge-
sicht auf; immer öfter spitzte sie den Mund und biss sich auf
die Lippen, um zu prüfen, wie taub sie waren. Sie wurden
rot und schwellen an, bis sie wie die Lippen von Maisha aus-
sahen, wenn sie sich geschminkt hatte.

»Mama? Was können wir denn den Nachbarn zu Weihnach-
ten schenken?«, fragte ich. Mir war eingefallen, dass wir unse-
ren Freunden nichts gekauft hatten.

Meine Frage holte sie zurück. »Benzin . . . wir kaufen ihnen
einen halben Liter Benzin«, sagte sie und rülpste. Ihr Atem roch
nach Karbid, dann nach saurem Wein. Als sie wieder aufsah,
trafen sich unsere Blicke, und ich schaute verlegen zu Boden.
Bei uns *machokosh* galt Benzin nicht so viel wie Klebstoff.
Jedes Straßenkind, das was auf sich hielt, hatte einen eigenen
Vorrat an *kabire*. »Okay, Sohn, nächstes Jahr besorgen wir ih-
nen was Besseres. Aber dieses Jahr will ich keinen Ärger mit
der Polizei – also komm mir nicht auf dumme Gedanken.«

Wir hörten zwei Betrunkene zu unserem Verschlag wanken.
Mama versteckte die Flasche. Sie standen draußen und riefen,
sie seien gekommen, um uns fröhliche Weihnachten zu wün-
schen. »Mein Mann ist nicht da!«, log Mama. Ich kannte die